

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 17 (1913-1914)
Heft: 11

Artikel: Die Frau Gräfin : nach einer wahren Begebenheit
Autor: Kaiser, Isabella
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662842>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Frau Gräfin.

Nach einer wahren Begebenheit. — Von Isabelle Kaiser.

Es war Empfangsabend beim regierenden Fürsten auf seinem Jagdschloß zu Friedberg.

Im großen Saale des Erdgeschosses prasselte schon ein helles Lannenfeuer im monumentalen Kamin. Aber durch die weitgeöffneten Bogenfenster drangen die frische Bläue der herbstlichen Mondnacht und das Rauschen der bayerischen Wälder lockend herein.

Nach dem ermüdenden Jagdtag wäre die Unterhaltung in dem kleinen gewählten Kreise, der sich um Seine Durchlaucht drängte, bald ungezwungen und heiter geworden, wäre nicht der eisige Hauch gewesen, der oft wie von einem Gletscherfirn vom Fürsten ausging und auf alle Gespräche erstarrend wirkte.

Der alternde, leicht fröstelnde Fürst, der sich lässig in einen hohen Stuhl aus Hirschgeweih lehnte, hatte das blutlose Herrengesicht eines seit undenklichen Zeiten regierenden Geschlechtes. Über den blasiert heruntergezogenen Mundwinkeln und der kalten Stirn schwebte die Ironie des Menschenkenners und Menschenverächters. Nur seine tiefblauen Augen hatten noch ein merkwürdiges naives Blau und waren oft von einem sonnigen Ausdruck durchleuchtet, der von seinem starren Wesen seltsam genug abstach.

Er galt als ein Sonderling und war einsam geblieben. Frauen zeichnete er so selten aus, daß alle es als eine besondere Gunst ansahen, wenn er lächelte oder gnädig die Fingerspitzen reichte. Es lag etwas Souveränes und Endgültiges in seinen Urteilen: sein Tadel wirkte wie ein fallendes Beil und sein Lob wie Höhenwind.

Seine Haltung verriet innerliche Abspannung, als er dem konventionellen Geplauder der ihn umschwärmenden Damen mit abwesender Miene lauschte.

Wenn die Stimmen ruhten, horchte er nach dem Park: man vernahm das Zirpen der Grillen in den Stoppelfeldern und das Gluten der Donau. Seine Nasenflügel bebten dann, als witterten sie Natur, und er sog gierig den würzigen Schollengeruch ein . . .

Man erwartete noch Gäste. Das Souper war erst auf elf Uhr angekündigt.

Als ein Diener die Flügeltür geräuschlos aufstieß und meldete: „Graf und Gräfin von Alteneck!“ — blickte alles erwartungsvoll auf. Selbst des Fürsten Gesicht wies einen leisen Ausdruck von Spannung auf.

Es war das erste Erscheinen des Grafen von Alteneck nach langjähriger Verschollenheit. Die tollsten, unwahrscheinlichsten Gerüchte liefen über ihn umher. Er hatte sich inzwischen vermählt. Niemand kannte seine Gattin, aber jedermann munkelte über ihre Herkunft. Sie lebten äußerst zurückge-

zogen auf ihrem Gut Alteneck. Nur auf ausdrücklichen Wunsch Seiner Durchlaucht sollte der Graf heute seine Gemahlin im kleinen Hofkreis einführen.

Es war schwer, ein ungleicheres Paar zu finden als die beiden Menschen, die nun stillschweigend begrüßt eintraten. Der königliche Kämmerer Maximilian von Alteneck war eine hagere Keckengestalt mit scharfen, vornehmen Zügen. Das ergraute Haar trug er kurz geschoren, über die Stirne zog sich eine tiefe Narbe bis zum Hinterkopf. Die Augen der Frauen ruhten mit Wohlgefallen und heimlichem Bedauern auf dem schönen Mann mit der „ordinären“ Frau, die ihm zur Seite ging.

Die Gestalt war mittelgroß, starcknochig und plump. Das schwere glanzlose Haar trug sie nach bäuerlicher Art glatt gescheitelt und in Zöpfen um den Kopf gewunden. Das seidene Kleid spannte sich um ihre drallen Formen und sah wie eine Verkleidung aus. Diese Frau schien überall besser am Platze zu sein als in einem fürstlichen Raum. Man sah sie unwillkürlich mit aufgestülpten Ärmeln am schäumenden Waschtrog stehen oder inmitten einer Schar ungezogener Kinder — da mußte ihre derbe Frische wohlthuend wirken.

Der Kreis, der sie so unbarmherzig musterte, sah nicht die von gesundem Menschenverstand blühenden Augen, und die in allen Grübchen des breiten Gesichtes nistende Güte — alle lasen nur den auf der stumpfen Nase und der niederen Stirn mit unverkennbaren Zügen geschriebenen Geburtschein: Plebejisch! Nur einen Zug hatten diese zwei aus grundverschiedenen Rassen stammenden Menschen gemein: das ruhige, strahlende Glück, das von ihrem Wesen ausging.

Sie trat unbefangen vor, knickte und sagte treuherzig mit lauter Stimme: „I dank auch schön für die Ehr', Herr Fürst . . . Mei Mann hat mir alleweil g'sagt, daß wir so 'en guten Landesherrn han . . . Und unser jüngster Bub heißt auch Ludwig Ferdinand von wegen Thna.“

Sie blickte rasch und ängstlich zu ihrem Gatten empor: Hatte sie etwas Ungeschicktes gesagt? Sie hatte ihn wohl gebeten, ehe sie kamen, ihr behilflich zu sein. Er hatte jedoch geantwortet: „Sei wie du bist, Anne-Marie!“

Jetzt lächelte er ihr gutmütig zu.

Als er aber den unverhohlenen Spott auf allen Gesichtern bemerkte und die herablassende Gebärde des Fürsten, der seine Frau wortlos entließ, da glühte seine Stirnmarbe wie Blut . . . Doch er bezwang sich. Was ging ihn das Urteil dieser Puppen und Gecken über seine Lebensgefährtin an?

Er beugte sich zu ihr und sagte mit liebevoller Stimme: „Komm, Anne-Marie. Ich möchte dir noch den Park und die Treibhäuser zeigen. Es sind prachtvolle Exemplare von Fichten und Magnolien da.“

Niemand hielt sie zurück. Sie traten in die laue Nacht hinaus.

Berdunkelte Stille herrschte sekundenlang im Saal.

Dann hob der Fürst leicht die Achseln und flüsterte zwischen den Lippen mit grausamer Schärfe: „Lächerlich!“

Es wirkte wie ein Signal, wie ein hegender Pfiff. Wie eine Meute über das wehrlose Wild, so stürzten die Frauen über das unschöne Weib her. Unterdrücktes Richern wurde laut, erregte Ausrufe.

„Unglaublich!“ äußerte sich die Baronin Godin.

„Auch gar keine Fassion!“ warf eine andere ein.

„Nicht ein Zoll von einer Dame!“

„Pöbelhaftes Wesen!“ schloß geringschätzig die alte Erzellenz von Brückner. —

„Armer Alteneck, damals ein glänzender Cavalier . . . Und sieht dabei noch unverschämt zufrieden aus!“

„Abgefeymte Person . . . Hat ihn zu kapern verstanden!“

Major Khländer lachte kurz auf. Und wie ein heller Hornstoß im Jagdgemekel klang sein Wort: „Und mir gefällt sie trotz alledem, meine Damen!“

Entrüsteter Widerspruch erschallte.

„Tsch! De gustibus . . .“ warf Kommerzienrat von Braun beschwichtigend ein.

„O, Herr Major belieben zu scherzen!“ riefen die hübschen Frauen.

Khländer war Altenecks Freund und der erklärte Liebling des Fürsten. Sein trockener Humor und seine paradoxe Art, mit einem grundlautern Wesen gepaart, wirkten erfrischend.

„Aber so eine Mesalliance!“ rief vorwurfsvoll die Generalin von Hohenberg.

„Wieso, wenn ich bitten darf?“ frug der Major kurz.

„Nun, sie ist doch keine Geborene!“ sagte die Generalin, eine geborene Freiin von Schönau.

„Pardon . . . wohl geboren ist sie,“ scherzte Khländer.

„Ach, ich meine doch Hochgeborene!“

„Auch das, gnädige Frau: in einem Bergdorf, fünfzehnhundert Meter über Meer, wenn ich nicht irre.“

„Ach, Sie Spaßvogel! . . . Wie hieß denn Ihre Schutzbefohlene?“

„Anna Maria Scholastika Hösl,“ sprach Khländer ernst und gewichtig, als zähle er Orden und Titel einer Fürstin auf.“

Spöttisches Gelächter erscholl.

„Hösl . . . shocking!“ kicherte die kleine von Hochstätter.

Ein belustigter Zug huschte über Seiner Durchlaucht Gesicht.

„Na, hoffähig ist sie nicht, mein bester Major,“ warf eine Dame ein.

„Hm, es kommt ganz darauf an, wie man's versteht. Sie sollten diese Frau auf ihres Gatten Hof sehen! Da stellt sie ihren ganzen Mann und sprudelt förmlich über vor praktischen Fähigkeiten.“

„Nun, sie schlägt nicht aus der Art... Eltern waren wohl Bauern, was?“

„Nein, Kuhhirten, gnädige Frau,“ verbesserte er gelassen.

„Na, das nennen Sie keine Mesalliance?!“

„Pardon, das habe ich nicht behauptet. Ich meine nur, wenn durchaus von einer Mesalliance die Rede sein soll, so war sie jedenfalls nicht auf seiten des Grafen Mteneck.“

„Oh! Oh! Oh! Das heißt denn doch das Paradoxe auf die äußerste Spitze treiben.“

„Ich stehe aber voll und ganz zu meiner Behauptung, meine Gnädigen.“

„Das wird ja förmlich interessant! Beweise! Beweise!“

Alles drängt sich im Kreis um den Major.

Er wandte sich dem Fürsten zu: „Darf ich eine kleine Erzählung geben, Durchlaucht? Werde mich möglichst kurz fassen.“

„Ich bitte!“ sagte der Fürst, das Antlitz mit seltsam gespanntem Ausdruck dem Redner zugekehrt.

Alle nahmen Platz. Stille herrschte. Aus den geheimnisvollen Tiefen des Parks hörte man den Strom rauschen.

„Meine Geschichte klingt beinahe wie ein Märchen und ist doch wahr wie das tägliche Leben. Sie beginnt am Tage von Sedan, als dreiundzwanzigtausend Männer tot und verwundet auf den Hängen vonilly und Floing lagen und Bazailles in Flammen stand. Als die Ambulanz kam, fand sie einen Mann, von den Hyänen des Schlachtfeldes völlig ausgeraubt und nackt... Pardon, meine Damen, er war wirklich splitternackt und nur bedeckt mit Wunden.

„Im Lazarett lag er wochenlang bewusstlos. Er erwachte langsam zum Leben, doch sein Geist blieb in Halbschlummer gehüllt. Seit dem Augenblick, wo ein Säbelhieb oder ein Pferdehuf ihn auf der Walstatt niederstreckte, war sein Gedächtnis völlig erloschen. Er war kaum redetfähig, doch was er sprach, klang deutsch. Er wußte weder Namen noch Heimat. Dämmerung schwebte über der ganzen Vergangenheit. Nur eine Nummer stand über seinem Lager. Die Kameraden taufte ihn „den stillen Wilhelm“, weil er so duldsam und schweigsam verblieb.

„Ein Leidensgenosse, ein schlichter Handwerker, erbarmte sich seiner, als er hilf- und mittellos aus dem Spital entlassen wurde, und hieß ihn mitkommen auf sein Dorf. Wilhelm folgte ihm, zufrieden, wenn er etwas zu essen und eine Schlafstelle bekam. Sein Brotherr... wir wollen ihn Meister Flachs nennen... war Maurer und fand in ihm einen fleißigen Handlanger, soweit es sich um bloße mechanische Beschäftigung handelte. Bei Neubauten trug er Ziegelsteine und Mörtel, stieg die Gerüste auf und ab mit seiner Last, solange der Tag währte, glücklich, wenn zum Vesperbrot seines Meisters

Tochter, die Salome, ihm lächelnd einen Teller Suppe, die sie selbst gekocht, und ein Glas Most zuschob.

Salome hatte sich von der ersten Stunde an des großen hilflosen Mannes mit dem verträumten Wesen angenommen. Sie sorgte für ihn wie für ein unmündiges Kind, flickte seine Wäsche, nähte ihm Kleider, und wenn er krank war, was öfter geschah, da er kein allzufester Geselle war, pflegte sie ihn schwesternlich. Es fehlte der Salome wahrlich nicht an Bewerbern, sie war in ihrem Kreis tüchtig und beliebt, eine angesehene Persönlichkeit Das gab ein Staunen und Schelten und Händezusammenschlagen unter den Gevatterinnen, als das Mädchel alle Freier ausschlug und mit dem „stillen Wilhelm“ zur Kirche ging.

„War die Salome über Nacht toll geworden? Der Lindentwirt wäre so 'ne gute Partie gewesen! Und nun nimmt sie den heimatlosen Tölpel, der nicht mal einen ehrlichen Namen besaß und nicht genug verdiente, um sein eigenes Leben zu fristen! „Ne, so 'ne Mesalliance!“ Die allgemeine Entrüstung rüttelte an der Tatsache nichts: Salome war die Frau des stillen Wilhelm geworden. Auf alle Fragen hatte sie ruhig geantwortet: „Er braucht mi halt, de Willem, und die andern nit.“

„Es lag, trotz ihrer Jugend, etwas Mütterliches in ihrer sorglichen Liebe zu dem hilflosen Manne.

„Bei der Verheiratung ward ihm der Name seiner Frau zugesprochen. In jenen Kriegszeiten nahm man es mit den Schriften nicht so genau: es handelte sich hier ja auch um einen ganz absonderlichen Fall. Der alte Meister Glack, wütend über die „Mißheirat“ seiner Tochter, hatte sie erst verstoßen, versöhnte sich jedoch nachträglich wieder mit ihr. Einige Jahre vergingen so. Der stille Wilhelm trug Tag aus Tag ein seine Biegel. Salome schenkte ihm Kinder und verdiente mit ihren schaffigen Armen den ganzen Unterhalt der Familie . . .“

„Nun, meine Gnädigen,“ unterbrach sich Major Klander, „es wäre wohl sehr rührend und sehr prosaisch so weiter gegangen, wenn nicht ein plötzliches Ereignis die ganze Sachlage umgestürzt hätte.

„An einem stürmischen Herbsttag ging Wilhelm mit seiner Steinlast auf einem hohen Gerüst. Wind und Wetter tobten. Alle anderen Arbeiter hatten sich unter Dach geflüchtet, nur der stille Tagelöhner ging noch seinen automatischen Gang zwischen Himmel und Erde. Da kam die Salome, um ihm das Mittagsbrot zu bringen, und wie sie den armen, dem Sturm preisgegebenen Mann erblickte, rief sie in heller Sorge: „Willem, Willem! Um Gott's wille, komm herunter!“

„Im jähen Schreck ging ein Ruck durch den Körper des Mannes, er blickte hinab, wie erwachend, lief verwirrt weiter, glitschte aus auf dem feuchten schmalen Steg und stürzte hinab . . . sein Kopf schlug hart auf dem

Pflaster auf. Er wurde ins Krankenhaus der Hauptstadt gebracht, wo er wochenlang zwischen Leben und Tod schwebte. Die Salome kam oft zu ihm, und brachte das eine oder andere Kind mit. Im Dorf beglückwünschte man sie unverhohlen zum nahen Ende ihres Mannes. „Eine wahre Erlösung!“ sagten die Leute mitleidig. Nur sie wollte nicht daran glauben, daß ihr stiller Wilhelm noch stiller werden könnte.

„Als sie eines Tages wieder im Spital vor sprach, fand sie das Lager ihres Mannes leer. Wie sie bestürzt nach ihm frug, sagte ein Wärter in so seltsam ehrfurchtsvollem Ton: dem Herrn sei ein besseres Los zugefallen, man habe ihn in ein Zimmer erster Klasse befördert — daß Salome nur „Herr“ und „besseres Los“ verstand und darunter in übertragenem Sinne Gott und die himmlische Seligkeit verstand.

„Sie verlangte zu ihm geführt zu werden. Man wies sie in die Abtheilung der reichen Patienten. Auf ihr Klöpfen trat ein alter vornehm ausschauender Herr heraus und erklärte kurz, sein Sohn ruhe und sei nicht zu sprechen. Die Salome kniefte und bat, sie wolle ja nicht zum Sohn des gnädigen Herrn, sondern zu ihrem Manne, dem Wilhelm Hözl. Der Herr wollte sie mit einem Almosen abfertigen, als aus dem Zimmer eine Stimme erscholl: „Vater, laß sie herein. Es ist das gute Weib des ehemaligen Wilhelm Hözl.“

„Mit einem wilden Freudenausschrei eilte die Frau auf den lebend Wiedergefundenen zu und sank vor seinem Bett in die Knie: „Ach, Gott, mei Gott . . . wie dank ich dir schön!“ rief sie schluchzend und lachend.

„Doch als sie die Hände hob, um den Mann zu umfassen, verwandelte sich ihr Ausdruck jählings. Sie wich zurück in demütiger Haltung und fassungslosem Staunen. Nein, das war ihr armer gutmütiger Willem nicht. Der Mann trug Spitzenwäsche, in seinen Augen brannte ein Licht, das früher niemals darin geleuchtet. Tatkräftiger Wille und Lebensfreudigkeit prägten sich in den einst so schlaffen Zügen. Neben ihm stand ein Diener. Der „stille Wilhelm“ erteilte Befehle mit klangvoller herrischer Stimme und lachte, daß alle Zähne blitzten, als sein pausbäckiger Bub, der Sopherl, sich an den Rock der zurückweichenden Mutter klammerte und heulte: „De Vata is nimmer de Vata . . . er is ausgewechselt worde!“

„Was war inzwischen geschehen? Als der stille Wilhelm aus der Bewußtlosigkeit, die seinem Sturz vom Gerüst folgte, erwachte, ließ er die Blicke verwundert umherirren . . . Wo lag er? Er erinnerte sich genau, auf dem Schlachtfeld von Sedan gefallen zu sein, als der Sieg der Deutschen schon entschieden war . . . Wie lange hatte er hier gelegen? Wochen oder Monate? Und wie sehr ängstigte sich wohl sein Vater um ihn . . . Er hat um Papier und Tinte und setzte eine Drahtnachricht auf: An den Grafen Heinrich von Alteneck, auf Schloß Alteneck in Bayern. Tags darauf war der alte Herr an das Lager seines längst totgemeldeten Sohnes geeilt.

„Erst als er den Namen „Wilhelm Hösl“, unter dem er im Spitalbuch eingetragen war, wieder hörte und sein Vater sich nach seinem Leben in den verflossenen Jahren erkundigte, tauchte plötzlich, wie ein Felsenland aus dem Nebel, seine schlummernde Existenz als Lastträger des Maurermeisters wieder auf, und Salomes werktätige Liebe, die ihn vor dem Untergang beschützt hatte, strahlte aus dem Dunkel . . . Ohne ihren mitleidigen Ruf an jenem Tag wäre er wohl nie mehr zum geistigen Leben erwacht.

„Die Ärzte erklärten den seltenen physiologischen Fall und sagten, was der Hieb auf dem Schlachtfeld im Gehirn verrückt hatte, habe der Sturz vom Gerüst gleichjam wieder gut gemacht. Was sich zwischen den Gatten noch zutrug, hat man nie recht erfahren. Man weiß nur, daß, als Salome, der wir jetzt ihren wahren Namen Anne-Marie geben wollen, den Wandel der Dinge erfuhr, ihr erstes Wort war: „Nun brauchst du mi halt nimmer, Willem . . . Adjes.“

„Ja, meine Gnädigen,“ schloß Major Anlander seine Erzählung, „hätte der Graf Maximilian von Alteneck sein plebejisches Weib Anne-Marie Hösl, die Retterin seines leiblichen und geistigen Menschen in den Jahren der Not, von sich gewiesen, als das Leben ihm wieder golden strahlte, er hätte sich die Demütigung des heutigen Abends erspart!“

Eine schwere Stille herrschte. Nur das Rauschen der bairischen Wälder und der Oden der Nächte strichen durch die Bogenfenster.

Da ertönte das Zeichen zum Beginn des Soupers. Gruppenweise strömten die Gäste aus dem Spielsaal und aus dem Park herbei.

Als Maximilian von Alteneck mit seiner Frau am Arm, blaß aber ruhig plaudernd, erschien, wandten sich wieder alle Blicke dem ungleichen Paare zu.

Seine Durchlaucht, der regierende Fürst, trat auf Anne-Marie geborene Hösl zu, bot ihr den Arm und frug laut, mit dem sonnig huldvollsten Lächeln:

„Frau Gräfin, wollen Sie mir die Ehre erweisen?“

*

Mit Erlaubnis der Verfasserin dem neulich erschienenen Buche entnommen: *Die ewige Liebe*. Novellen und Skizzen von Isabelle Kaiser. Köln a. Rh. Verlag von J. P. Bachem. Preis: 4,40 Mk. Der Titel könnte irreführen; darum spricht sich die Dichterin in einem einleitenden Gedicht darüber aus, wie sie ihn aufgefaßt wissen möchte. Und so sei denn verraten, daß es sich hier nicht um jene ewige Liebe handelt, die als verheißungsvoller Stern vor uns aufleuchtet, wenn der Tod die dunklen Pforten öffnet in jenes „unbekannte Land, von wannen keine Wiederkehr“. Sie lebt für die Dichterin im Lied der Nachtigall wie im Tosen des Stromes; die dunkle Nacht flüstert davon wie das bange Menschenherz. Sie ist überall, wo Leben herrscht. Auf der Alp, wo der Bauernsohn die mit ihm spielende Künstlerin aus der Weltstadt in sein gläubiges Herz schließt; im Jahrhundert der rauschenden Roben und schwärmen- den Geister, wie in der nach Gold und Gewinn hastenden Gegenwart, im Königsschloß wie in der Bauernstube. Ueberallhin und in verschiedene Zeiten führt uns dieses Buch, das trotz seiner Mannigfaltigkeit und Ungleichheit ein fesselndes Zeugnis ablegt von dem reichen Gemüt wie der unerschöpflichen Phantasie der Dichterin, die mit ihrem Zauberstab aus dem Sande des Alltags die schönsten Perlen hervorholt. Möge die obenstehende Skizze ihrem neuesten Werke viel Freunde werben.